

Die erste Überraschung an einer Basler Primarschule im Gundeli-Quartier, zur Hälfte strukturschwach, zur Hälfte gentrifiziert. Da wird, im Französischunterricht einer fünften Klasse, tatsächlich Französisch gesprochen.

Die Lehrerin fragt: «Tu as eu une bonne pause?»
Die Schülerin antwortet: «Oui.»
Die Lehrerin fragt einen anderen Schüler: «Ça va bien?»
Dieser bejaht: «Oui, ça va bien.»

So geht das noch ein paar Minuten weiter, bis fast jeder in der Klasse etwas gesagt hat. Repetition zum Aufwärmen. Kommt einem ganz bekannt vor, ganz normal auch. Und steht ein bisschen im Widerspruch zur gängigen Erzählung aus Deutschschweizer Kantonen, die am Französischunterricht verzweifeln. Besonders in Basel-Stadt, das sich das teuerste Bildungssystem des Landes leistet – und, quasi zum Dank, die schlechtesten Schüler hervorbringt, wie nationale Schulvergleiche zeigen.

Es mag im Stadt kanton nicht die formvollendete Wahrheit sein, aber sicherlich mehr als ein Gerücht: Der Französischunterricht wird zwar durchaus fürs Lehren und Lernen genutzt – nur halt nicht für Französisch. Das erzählen vor allem verzweifelte Lehrer, die die lateinische Sprache mögen, und ihre Schulkinder auch, allein sinnstiftend zusammenbringen lasse es sich nicht mehr. Darum, so das defaitistische Fazit, würden die Französisch-Lektionen dazu genutzt, Rückstände in anderen Fächern aufzuholen. Das klingt nachvollziehbar: Schon die Hälfte der Dreijährigen müssen in Basel in eine obligatorische Deutschförderung.

Offener für Fremdsprachen

Claudia Gradinger weiss von diesen Klagen, gerade wenn es um die umstrittenste Form, das Frühfranzösisch, geht. Es ist ihr, natürlich, auch nicht entgangen, dass es diesen Unterricht bald nicht mehr geben könnte. Gradinger ist die Lehrerin der Klasse, seit elf Jahren arbeitet sie als Primarlehrerin in Basel, aber eigentlich, so wirkt es, ist sie mehr die Kommunikationsexpertin eines Systems, das unter Druck geraten ist, nur noch wenig feurige Befürworterinnen kennt. Gradinger ist eine von ihnen. Sie sagt: «Ich kann das Genörgel nicht mehr hören.»

Für sie ist Frühfranzösisch keine technokratische Lösung, um das Schweizerland zusammenzuhalten, sondern eine natürliche Form, den Kindern ganz grundsätzlich etwas beizubringen, sie kompetenter zu machen. In jungen Jahren seien sie aufnahmefähiger, offener gegenüber Fremdsprachen. Schaut Gradinger auf kantonale Vergleichstests ihrer Schüler, die es regelmässig gibt, sagt sie sogar: «In Französisch schneiden sie oft am besten ab.» Besser auch als in Deutsch, «in dem die Schüler auch nicht stärken wären, würden wir mit den Fremdsprachen später beginnen».

Gradinger wirkt mit ihrer Begeisterungsfähigkeit, damit, wie sie unterrichtet, wie sie ihren Unterricht später erklärt, wie ein Anachronismus, ein Überbleibsel eines einst euphorischen Chors der Reformer, die mit der Losung angetreten sind: Neu ist immer besser – und je früher, desto besser. Sie sagt: «Ich bin eine absolute Vertreterin des Frühfranzösisch.» Sie ist die letzte Pädagogin in ihrem Schulhaus, die das vielkritisierte Lehrmittel «Mille feuilles» verwendet, «mit Überzeugung», weil dort das «Sprachbad» am besten vermittelt werde.

In dieses lässt sie an diesem Freitagmorgen ihre Schüler «eintauchen», wie man das pädagogisch gerne nennt. Auch Gradinger sagt es so. Es ist kurz vor den Herbstferien, die Stimmung ist leicht aufgekratzt, als sich die Schüler vor ihr Tablet setzen müssen, in Zweiergruppen, um sich ein paar Beiträge der «Tagesschau» auf RTS anzuschauen. Ohne Übersetzung, ohne Hilfe. Das ist auch für viele Erwachsene eine Überforderung. Gradinger sagt: «So können die Schüler ein Gefühl für die Sprache entwickeln.»

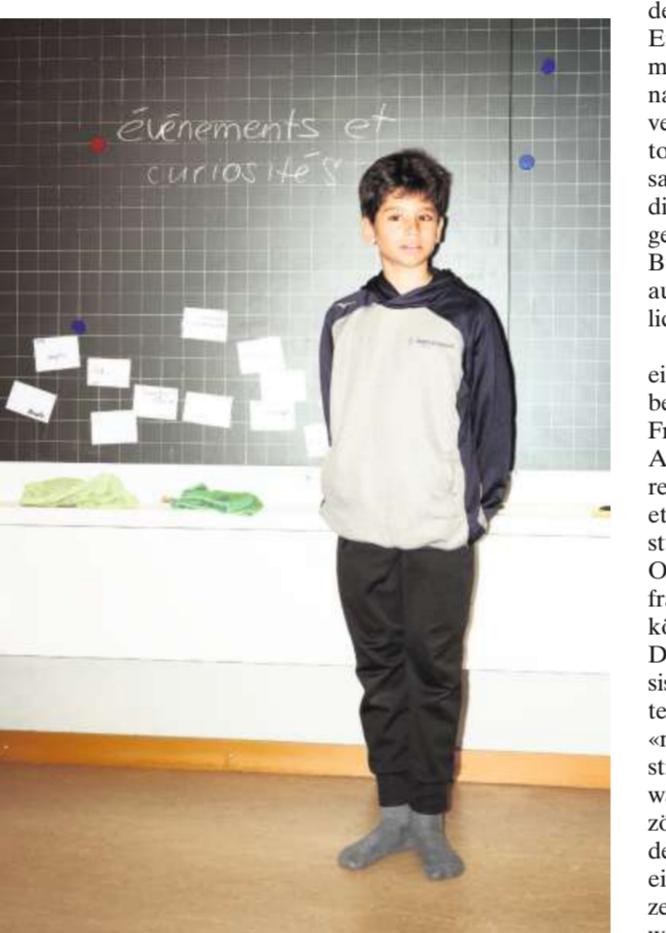
Es geht in der Aufgabe auch gar nicht darum, alles zu verstehen, sondern einzelne Sätze, die in ihren Büchern stehen, in der Reihenfolge, in der sie im Beitrag vorkommen, zu ordnen. Einer lautet so:



Die Primarschullehrerin Claudia Gradinger ist eine überzeugte Anhängerin des Sprachbad-Konzepts.



Ob bei einem Quiz oder einem Vortrag: Immer soll so viel Französisch wie möglich gesprochen werden.



«Sur un écran d'eau très, très fin.» Auf Deutsch: «Auf einer hauchdünnen Wasseroberfläche.» Wer hätte das gewusst? Und warum müssen Fünfklässler so etwas können?

Es sind solche Beispiele, die Kritiker des Frühfranzösisch gerne anführen, weil sie die Sinnhaftigkeit darin nicht sehen. Sie fordern, dass eine Sprache klassisch erlernt wird, nicht mit einem Sprachbad. Die Resultate begünstigen ihre Einschätzung. Eine grossangelegte Umfrage der Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) hat im Mai gezeigt: Im Lesen erreicht nur die Hälfte der Schüler in den Deutschschweizer Kantonen in Französisch die Grundkompetenzen, im Hören sind es knapp 60 Prozent. Wie sähe es wohl in den schwierigeren Disziplinen – Schreiben und Sprechen – aus?

Da sind Ergebnisse, die das Frühfranzösisch noch stärker unter Druck kommen lassen, als es ohnehin schon ist. In verschiedenen Kantonen wird laut über ein Ende nachgedacht: Thurgau, Schwyz, Bern, Aargau, Luzern, in den beiden Basel. Nachdem in diesem Jahr – nach Appenzell Ausserrhoden und St. Gallen – mit dem Kanton Zürich auch der wichtigste entschieden hat, den Französischunterricht in die Oberstufe zu verschieben, sprach die zuständige Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider (SP) ein Machtwort. Die «jüngsten Entwicklungen» gefährdeten die «harmonisierte Schulbildung und den nationalen Zusammenhalt». Da die Bundesverfassung vorsieht, dass Bund und Kantone die vier Landessprachen gemeinsam fördern und sich darum bemühen, die Verständigung zwischen den Sprachgemeinschaften zu verbessern, hat der Bund hier einen gewissen Spielraum – auch wenn die Bildungspolitik eigentlich Sache der Kantone ist.

Ein Streit, stilisiert zu einer Frage, die eine ganze Nation zu spalten droht. Dabei fordert kaum jemand das Ende des Französischunterrichts, im Gegenteil. Alain Piard, der «bekannteste Lehrer der Schweiz» («Sonntags-Zeitung»), etwa will es retten, indem es in die Oberstufe verschoben wird. Die Schüler seien Opfer dieser «Farce», wie er das Frühfranzösisch bezeichnet. Viele von ihnen könnten noch nicht einmal richtig Deutsch: «Wie sollen sie dann Französisch lernen? Und mit diesen Lehrmitteln?» Für ihn ist der frühe Beginn ein «monumentaler Irrtum – eine Volkskatastrophe». Claudia Gradinger sagt: «Das war und ist eine gute Sache.» Zwei Französischlehrer, beide begeisterte, begnadete Pädagogen, inhaltlich so weit voneinander entfernt: Röttigeben, Faktor zehn. Vielleicht ist es die Herangehensweise, die die Distanz am besten erklärt.

Über die Videos mit den RTS-Beiträgen, die das Schulzimmer in einen Unruhezustand versetzen, weil es aus jeder Ecke plärrt, sagt sie: «Natürlich sind diese für die meisten Schüler herausfordernd, aber das ist bewusst so gewählt. Es ist eine Simulation des richtigen Lebens. So werden die Kinder motiviert.» So könnten sie der Realität begegnen, wenn sie Ausflüge machen, etwa ins Elsass. Kleine Dinge fragen, dort einen Sprachfetzen verstehen.

Wann beginnt Überforderung?

Das ist eine Realität. Die andere zeigt sich im Klassenzimmer. Das Niveau der Fünfklässler als unterschiedlich zu klassifizieren, wäre eine Untertreibung. Es gibt jene, die kommen bestens mit, ein Bub spricht zu Hause Französisch, für ihn ist der Unterricht kein Problem. Ein anderer hat eine persönliche Assistentin, die mit ihm so arbeitet, dass er gar nicht mitbekommt, was Claudia Gradinger mit dem Rest gerade macht. Ein Mädchen hat individuelle Lernziele: Sie macht leichteste Lese-Aufgaben auf Französisch. Für die Übungen im Klassenverbund reicht es nicht. Als Gradinger sich zu ihr setzt und fragt, ob sie die Sätzchen verstanden habe, kann sie kaum antworten. Wie alt sie ist, wo sie wohnt. Man kann das Herausforderung nennen. Oder Überforderung.

In diesen Momenten stellt sich die Frage, ob sich das wirklich lohnt, dass Schülerinnen und Schüler so früh mit Französisch anfangen, wenn sie im dritten Jahr, in dem sie nun in der Landessprache unterrichtet werden, kaum Fortschritte machen. Je drei Lektionen in der dritten und vierten Primar, je zwei

in der fünften und sechsten: Ist das überhaupt genug, um den Kindern eine nicht ganz einfache Sprache beizubringen?

Auch Claudia Gradinger findet, dass das zu wenig sei, wenn man wirklich ans Frühfranzösisch glaube, so wie sie das tut. Darum ist sie auch Klassenlehrerin geworden, um auch im restlichen Unterricht immer wieder einmal etwas Französisch einzubauen, eine Erklärung, eine kurze Aufgabe, sei es nur ein Sätzlein, das gesagt werden muss. Ça va bien? Oui, ça va bien.

Gradinger tut, was sie kann. Sie will nicht sagen, dass Unterrichten schwieriger geworden sei durch die veränderte Bevölkerungsstruktur, aber wirklich dementieren will sie es auch nicht. «Unterschiede hat es in der Primarschule immer gegeben.» Aber ob sie so gross waren? Gradinger hat etwa eine Klassenassistentin. Heute geht es kaum mehr ohne. Diese muss sich um einen Buben kümmern – aber eigentlich, sagt sie, hätten viel mehr dieses Sondersetting nötig.

Gleichzeitig gibt es auch die begabten, fleissigen Schüler. Mehr Mädchen als Buben, auch das ist keine Überraschung, wie Vergleichstests zeigen. Hannah, Franca, Katarina und Clara erzählen in der Pause kurz, wie sie das Frühfranzösisch beurteilen. Clara sagt: «Französisch ist wichtig, damit wir uns in der Schweiz verstehen.» Katarina sagt: «Ich will mich auch im Ausland, wo Französisch gesprochen wird, verständigen können.» Aber, das sagen die Schülerinnen über ihre Klasse auch noch, erstaunlich reflektiert: Für jene, die daheim kein Deutsch sprächen, sei die zusätzliche Sprache nicht einfach. Das tue ihnen leid.

Forschungsergebnisse ignoriert

Dass früher Französischunterricht für Fremdsprachige schwierig ist, überfordern kann, zeigt auch die EDK-Umfrage. So schneiden Schüler mit Migrationshintergrund klar schlechter ab als solche ohne. Darum sagen immer mehr Kantone, fremdsprachige Kinder müssten zuerst richtig Deutsch lernen, bevor man sich um Frühfranzösisch (oder -englisch) kümmere.

Gefragt sind auf einmal Forscherinnen wie Simone Pfenninger, die schon vor über zehn Jahren nachgewiesen hat, dass sich ein früher Beginn des Fremdsprachenunterrichts nicht lohnt. Sie wurde diskreditiert, auch von der EDK. Heute glaubt man ihr, was sie schon von einer Dekade im «Tages-Anzeiger» sagte: «Das heutige Kurzfutterkonzept mit rund zwei Wochenlektionen pro Sprache ist zum Scheitern verurteilt.»

Vielleicht gibt es so etwas wie zwei Wahrheiten, ineinander verwoben in einer Primarschulklasse wie jener im Basler Gundeli. Diejenige der Optimistinnen wie Claudia Gradinger, die es mit viel Arbeit schafft, die Klasse mitzunehmen oder zumindest zusammenzuhalten. Die die beiden (ganz guten) Vorträge an diesem Tag von Clara und Katarina lobt, aber auch Fehler anspricht, repetieren lässt. Die Ruhe in die Klasse bringt, wenn in kleinen Gruppen mit Karten gespielt wird, mit denen die «Familie der Wörter» geübt wird (Tiere, Alltagsutensilien, Lebensmittel). Diejenige aus der Gruppe, die am meisten Französisch spricht, bekommt von Gradinger eine Kapitänsmütze aufgesetzt. Als Motivation. Das funktioniert.

Die andere Wahrheit ist, wenn man in derselben Klasse an der Wandtafel kleine Kärtchen mit einfachen Sätzen mit vielen Fehlern sieht. Auf Deutsch. Wenn klar wird, wie viele Schüler ein Sondersetting haben oder einfach überfordert sind. Oder wenn man grosse Kopfhörer erblickt, die die Kinder nutzen können, wenn sie nicht gestört werden wollen. Dann rücken andere Themen in den Vordergrund, die womöglich wichtiger sind als Frühfranzösisch. Klar scheint: Mit guten, motivierten Schülern, die Deutsch können, lässt sich in jedem System gut unterrichten, solange es motivierte Lehrerinnen wie Gradinger gibt. Sogar im Sprachbad. Aber kann das Gros der Klasse mithalten?

Sogar der Kanton Basel-Stadt, lange Zeit ein unkritisches, feuriger Befürworter des Frühfranzösisch, befragt nun Lehrer, Schüler, Eltern, Wirtschaftsvertreter zum Fremdsprachenkonzept. Die Unterstützung klang auch schon optimistischer. Claudia Gradinger sagt: «Ich werde mich dafür einsetzen, dass wir das Frühfranzösisch beibehalten. Im Sinne der Kinder.»

Voller Einsatz für das Frühfranzösisch

In den vergangenen Monaten ist Kritik am Schulfach laut geworden. Mit leistungsstarken Primarschülern und motivierten Lehrerinnen wie Claudia Gradinger kann der Unterricht gelingen. Doch was ist mit den weniger begabten Kindern?